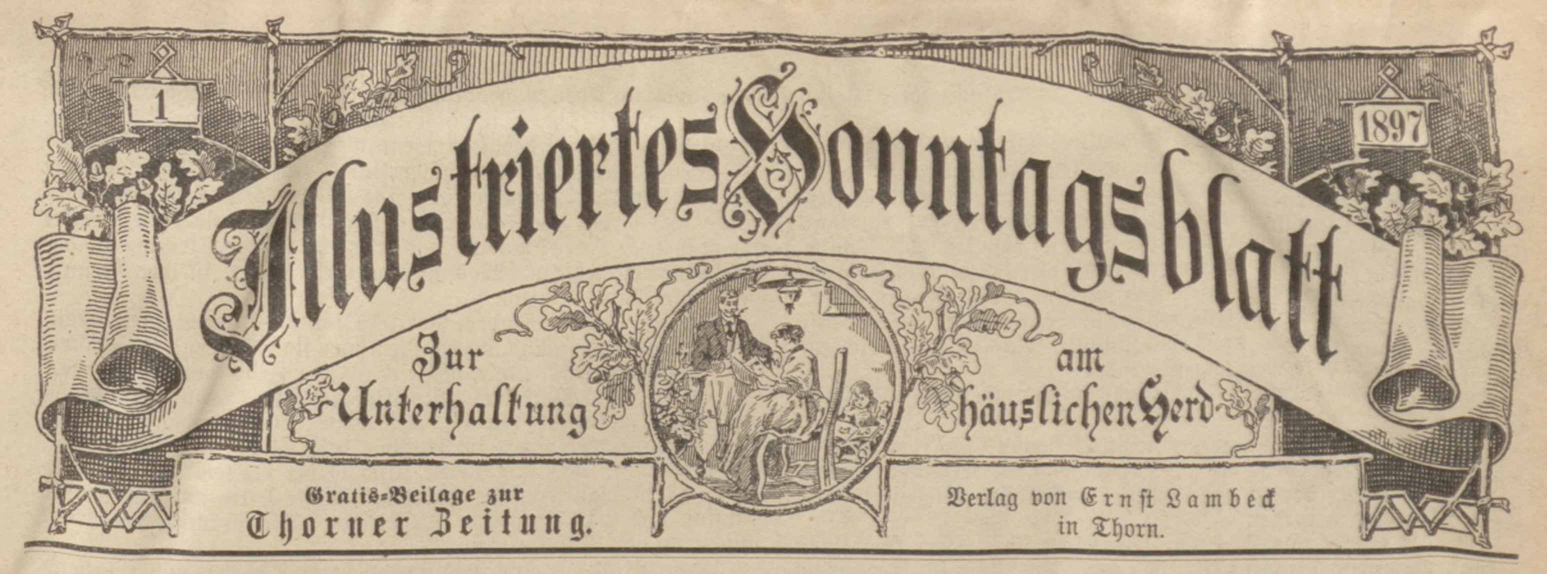

Ein gefährliches Geheimnis.

Frei nach dem Englischen von M. Walter.

1. Ein sensationeller Raubmord. (Nachdr. verb.)

Mitten in der City, in einer engen, etwas dunklen Straße stand das Bankhaus von William Markland. Es war ein altes, schmales Gebäude; im Erdgeschoß die Bureaus, eine halbe Treppe höher das Kassenzimmer nebst dem Kabinett des Prinzipals, und im oberen Stockwerke einige Räume, die der Bankier bewohnte, wenn er wegen Geschäften in der Stadt zurückgehalten wurde. Für gewöhnlich fuhr er jeden Abend nach Larfield, einem Dörfchen nahe bei London, hinaus, wo er eine kleine Villa nebst Garten besaß. — Die Firma genoß eines guten Rufes und Markland war wegen seiner Rechtschaffenheit und seiner angenehmen Umgangsformen sowohl bei seinen Untergebenen wie in der Gesellschaft, allgemein beliebt und geehrt.



Neujahrsgruß aus der Ferne. Von F. Wittig.

Es war noch ziemlich früh und die Bank noch nicht geöffnet, als sich eines Morgens eine Anzahl Neugieriger vor dem Eingang des Hauses sammelten, die Köpfe zusammensteckten und teils ängstliche, teils gespannte Blicke nach den Fenstern hinaufwarfen.

Bald darauf erschienen zwei Polizeibeamte und ein rasch herbeigerufener Chirurg, die eiligst im Innern des Gebäudes verschwanden. Nach einer Weile trat der Arzt mit sehr ernstem Gesicht wieder heraus. „Was ist geschehen?“ umdrängte man ihn. „Ein Mord! — Herr Markland —“

„Großer Gott! der Bankier!“ rief es von allen Seiten. „Wie ging es zu? Wer hat es gethan? Erzählen Sie doch!“

Der Doktor zuckte die Achseln. „Herr Markland ist erwürgt worden, weiter weiß ich auch nichts. Die Polizei wird es wohl bald herausbringen.“ —

Damit entfernte er sich, die Leute in großer Bestürzung zurücklassend. Ein Mord in einem Bankhaus mitten in der Stadt.

Es war unerhört. Die Sache hatte aber ihre Richtigkeit, und was man allmählich darüber erfuhr, war ungefähr folgendes: Herr Markland hatte den Tag vorher viel zu thun gehabt, da sein Hauptkassierer, York, auf einige Tage in einer wichtigen Geschäftsangelegenheit nach dem Kontinent gereist war. Am Nachmittag ließ der Bankier seiner alten Haushälterin, die schon dreißig Jahre in seinen Diensten stand, sagen, er werde die Nacht in der Stadt zubringen. Nach Schluß des Geschäftes ging er in seinen Klub, wo er zu Mittag aß, kam um neun Uhr nach Hause und fing wieder an zu arbeiten. Als die Haushälterin ihm später einen heißen Grog brachte, machte sie die Bemerkung, ob er sich nicht zu sehr anstrenge, worauf er lächelnd erwiderte, es sei nicht so schlimm, er müsse aber noch einiges erledigen, da York erst am folgenden Tag zurückkehrte. Die Frau wünschte ihm gute Nacht und ging. Es war das letzte Mal, daß sie ihn lebend gesehen.

Als Herr Markland am nächsten Morgen gegen seine sonstige Gewohnheit lange schlief und auf ihr Pochen nicht antwortete, wurde die Haushälterin ängstlich. Sie wartete noch eine halbe Stunde, dann ging sie die Treppe hinab, um sich bei irgend jemand Rat zu holen und war froh, als sie dem zweiten Kassierer, Fockstone, begegnete, dem sie ihre Besorgnis mitteilte.

Auf ihr dringendes Bitten begleitete dieser sie in das Schlafzimmer ihres Herrn, in dem eine Totenstille herrschte.

„Wie fest er schläft!“ flüsterte sie, „ich werde doch wohl den Laden öffnen müssen.“ —

Gleich darauf drang das helle Tageslicht herein und beleuchtete eine Scene, deren Anblick der alten Frau einen Schreckensschrei entriß und dem Kassierer das Blut erstarren machte. Das Tischchen, das neben dem Bette gestanden, war umgeworfen, die Uhr, das Taschentuch und der Leuchter lagen am Boden und zwischen den halb zerrissenen Vorhängen wurde die Gestalt Marklands sichtbar, der mit leichenblassem Gesicht tot dalag. Der geschwollene Hals und die daran sichtbaren blauen Flecken zeigten deutlich, daß seine Mörder ihn erwürgt hatten. Es dauerte eine Weile, bis die laut jammernde Alte und der bestürzte Kassierer sich soweit gefaßt hatten, um einen Arzt und die Polizei herbeizurufen. Ersterer konstatierte den Tod durch Erdrosselung, während der Polizeibeamte zur näheren Untersuchung des Mordes schritt.

„Eine Beraubung scheint nicht vorzuliegen,“ meinte er, die zerbrochenen Wertgegenstände des Toten vom Boden aufhebend.

„Aber die Bank?“ warf Fockstone ängstlich ein.

„Hm — die Bank! Ja, daran habe ich auch schon gedacht,“ erwiderte der Beamte, mit wichtiger Miene die Augenbrauen in die Höhe ziehend. „Wir wollen dort gleich nachsehen.“

„Herr Markland hatte die Schlüssel zum Kassenzimmer und zum Geldschrank stets bei sich; die müssen wir also erst haben,“ erklärte Fockstone.

Trotz allem Suchen waren die Schlüssel jedoch nirgends zu finden, obgleich die Haushälterin fest

behauptete, sie noch am Abend auf dem Schreibtische ihres Herrn gesehen zu haben.

Zum Glück entsann sich der Buchhalter, daß der Privatsekretär Marklands, Namens Danby, einen zweiten Schlüssel zu dem Kabinett seines Prinzipals besaß, und da der junge Mann bereits mit den anderen Kommis im Hausflur auf das Oeffnen der Bank wartete, so ging Fockstone hinunter und rief ihn zu sich. Danby war ein hübscher junger Mann von etwa vierundzwanzig Jahren, mit regelmäßigen Gesichtszügen und offenem, treuherzigem Blick. Auf Verlangen des Polizeibeamten überreichte er diesem den Schlüssel, doch als die drei das Zimmer Marklands erreichten, fanden sie die Thüre weit offenstehend.

„Wie ich's mir dachte — die Bank ist beraubt!“ rief Fockstone erschrocken.

„Das ist noch nicht gesagt,“ meinte Danby, auf den unversehrten Geldschrank deutend. „Alles scheint in Ordnung zu sein und da liegt auch der zweite Schlüssel zur Kasse. Vielleicht hatte Herr Markland vergessen —“

„Bah!“ schnitt ihm Fockstone das Wort ab. „Herr Markland vergaß nie etwas im Geschäft. Ich weiß das, denn ich bin dreißig Jahre bei ihm.“

„So lassen Sie uns doch weiter nachsehen,“ drängte der Polizeibeamte ungeduldig. „Wozu die Zeit mit leeren Worten vergeuden.“

Die Thüre zum Kassenzimmer war verschlossen; als man sie jedoch öffnete, sah man auf den ersten Blick, was geschehen. Auf der Erde lagen verschiedene Papiere und abgeschnittene Siegel; zwei Depots waren erbrochen und es fehlte eine Summe von zweitausend Sovereigns, die Danby noch am Tage vorher gesehen hatte. Die Wertpapiere und Obligationen waren jedoch vollzählig vorhanden.

„Sonderbar,“ meinte Danby, „daß die Diebe sie übersehen haben.“

„Durchaus nicht,“ entgegnete der Polizeibeamte scharf und dem jungen Mann einen mißtrauischen Blick zuwerfend. „Es beweist nur, daß es geriebene Burschen waren, die recht gut wußten, daß Gold sich leichter umsetzen läßt als Banknoten, deren Nummern bekannt sind. Ueberdies müssen sie mit den Einrichtungen der Bank genau vertraut gewesen sein, denn sie wußten, wo die Schlüssel lagen und daß der Hauptkassierer verreist war. Was sie vielleicht nicht wußten, war, daß Herr Markland diese Nacht hier zubrachte und das hat ihm nun das Leben gekostet.“

„Schrecklich! Entsetzlich!“ murmelte Fockstone mit einem Schauer.

„Allerdings!“ nickte der Beamte, „es ist traurig — Herr Markland war sehr beliebt und ein tüchtiger Geschäftsmann. Die Sache wird viel Aufsehen machen; ein Raubmord in einem Bankhaus der City passiert nicht alle Tage. Ich gehe jetzt, Bericht zu erstatten und lasse einstweilen meine Leute zur Bewachung hier.“

Nach seinem Weggang untersuchten Fockstone und Danby nochmals das Kassenzimmer und nun entdeckten sie, daß außer dem Gelde noch eine große Anzahl Juwelen, die Markland zur Aufbewahrung erhalten hatte und unter denen sich ein prachtvoller Diamantschmuck befand, verschwunden waren. Danby erinnerte sich ganz genau der Steine, die der Hauptkassierer erst vor kurzem in einen besonderen Kasten gelegt und in Danbys Anwesenheit verwahrt hatte.

Die Ermordung Marklands und die Beraubung seiner Bank erregten allgemeine Sensation; überall sprach man nur davon, die Zeitungen brachten spaltenlange Artikel und die Polizei entwickelte eine fieberhafte Thätigkeit, um die Spur der unbekannten Thäter zu finden, aber alle Bemühungen blieben erfolglos.

2. Die Freundinnen.

Einige Meilen von London entfernt lag auf einem kleinen Hügel in ländlicher Umgebung das Mädchenpensionat der Fräulein Griggs. Es erfreute sich eines guten Rufes, denn die Vorsteherinnen, zwei unverheiratete Schwestern, die einst bessere Tage gesehen hatten, waren außerordentlich gewissenhaft, und da sie ihren Zöglingen eine wahrhaft mütterliche Fürsorge widmeten, so ließen die Eltern ihre Kinder gern bis zur Beendigung der Schuljahre bei ihnen. Zehn Monate des Jahres herrschte ein reges Leben in den Räumen des weitläufigen Gebäudes; sobald jedoch die Ferien herannahten, wurde es still, denn die Mädchen verbrachten dieselben meist zu Hause mit den Ihrigen oder bei Bekannten.

Jetzt war diese stets froh begrüßte Zeit wieder da. Den ganzen Tag fuhren Reisewagen vor, Koffer wurden aufgeladen; es gab ein Abschiednehmen ohne Ende, und wer die Anstalt für immer verließ, vergoß wohl einige Thränen, denn es war niemand, der sich bei den guten Fräulein Griggs nicht heimisch gefühlt hätte.

Endlich trat etwas Ruhe ein; der letzte Wagen war fort und Fräulein Hannah, die ältere der beiden Vorsteherinnen, begab sich mit einem stillen Seufzer der Erleichterung in das kleine Wohnzimmer, wo sie ihre Schwester Martha, müde und erschöpft in einem Sessel ruhend, fand.

„Sind sie nun alle fort?“ rief diese ihr entgegen.

„Ja, außer Annie Stilton und Gabriele, deren Onkel, Herrn Markland, ich jeden Augenblick erwarte. Es thut mir wirklich leid, Gabriele zu verlieren; sie ist ein so liebes, herziges Ding. Ich glaube, ich würde sie umsonst behalten, wenn wir das erschwingen könnten.“

„Damit würde Gabriele schwerlich einverstanden sein,“ meinte Fräulein Martha, „denn sie hat eine sichere Zukunft vor sich. Als Nichte und Erbin eines so reichen Mannes wird sie ohne Zweifel eine glänzende Heirat machen und eine angesehene Stellung in der Gesellschaft einnehmen. Was mich an ihr wundert, ist ihre Freundschaft mit Annie Stilton.“

„Du hast keine besondere Vorliebe für die arme Annie,“ erwiderte Fräulein Hannah, „ich dagegen habe sie sehr gern; ihr ernster, fester Charakter gefällt mir, obgleich ich ihre Fehler nicht verkenne.“

„O, sie hat allerdings gute Eigenschaften,“ gab Martha zu, „ich wüßte gar nicht, wie Gabriele ohne Annies Schutz fertig geworden wäre, besonders im Anfang, als sie herkam und die anderen Mädchen das schüchterne Kind so oft neckten.“

„Das ist wahr,“ nickte Hannah, „Annie hatte auf alle großen Einfluß und war eigentlich sehr beliebt. Die Aermste, was wird nun wohl ihr Schicksal sein?“

„Hoffentlich ein ganz leidliches,“ sagte Martha, sich erhebend. „Ihr Vater hat die Pension stets pünktlich bezahlt und wird schon weiter für sie sorgen. Freilich, es wird ihr schwer fallen, sich von Gabriele zu trennen, sind die beiden doch ein Herz und eine Seele.“

„Ja, deshalb thut sie mir auch leid, denn sie werden wohl nachher in verschiedener Stellung sein, um das Verhältnis in der bisherigen Weise fortzuführen. Mädchenfreundschaften überdauern nur selten den Austritt aus der Schule; das Leben mit seinen wechselnden Geschicken trennt die meisten. Doch ich denke, wir können uns jetzt nach all der Anstrengung wohl eine Tasse Thee gönnen.“

Damit verließ sie das Zimmer, während Martha ans Fenster trat und gedankenvoll in den Garten schaute, wo die beiden Mädchen, von denen sie soeben mit ihrer Schwester gesprochen, Arm in Arm spazierten.

Annie Stilton, die größere von ihnen, hatte dunkle, ernstblickende Augen, ausdrucksvolle, intelligente Gesichtszüge, die große Willenskraft verrieten und eine gewisse Vornehmheit in ihrem Wesen, die besonders anziehend wirkte. Ihre Gefährtin Gabriele Markland war ganz das Gegenteil: sie gehörte zu jenen hübschen, blondhaarigen, sanften und schüchternen Geschöpfen, die beständig einer Stütze, eines Haltes bedürfen und sich mit besonderer Hingabe an einen stärkeren Charakter anschließen, von dem sie Schutz und Beistand in allen Widerwärtigkeiten des Lebens erwarten.

„Ist es Dir nicht auch ein angenehmes Gefühl, Annie, daß wir nun endlich frei werden?“ fragte Gabriele, den Arm um die Freundin legend. „Ich wenigstens bin froh, daß ich hier fortkomme, ohne Dich hätte ich es gar nicht aushalten können. Nun laß uns aber die kurze Zeit, die wir noch zusammen sind, benützen und überlegen, was wir thun werden, um uns recht oft zu sehen, denn unser Bund muß immer so fest bleiben, wie jetzt.“

„Ja, das soll er!“ erwiderte Annie voll Wärme, „aber Du darfst nicht vergessen, daß unsere Wege sich jetzt scheiden werden. Du bist die Nichte eines reichen Mannes und ich nur — Annie Stilton.“

„Du bist das liebste, beste Herz der Welt!“ rief Gabriele in überströmender Zärtlichkeit. „Was wäre ich, wenn ich Dich nicht hätte, und wie kann ich Dir jemals genug meine Dankbarkeit beweisen für alles, was Du für mich gethan hast. Der Gedanke an eine Trennung von Dir ist mir unerträglich, und sobald ich bei meinem Onkel in Larfield installiert bin, mußt Du kommen und dann wollen wir nach Herzenslust unsere Freiheit genießen.“

Annie schüttelte den Kopf. „Du scheinst gar nicht daran zu denken, Ella, daß unser bisheriges Zusammensein nun ein Ende hat. Von heute an gehen unsere Lebenswege weit auseinander.“

„Das hast Du schon einmal gesagt,“ bemerkte Gabriele schmollend, „und so oft ich Dich auch um eine Erklärung bat, stets bliebst Du mir die Antwort schuldig.“

„Versuche es noch einmal, Ella, und ich verspreche Dir, es soll nicht umsonst sein.“

„Nun gut, so sage mir,“ — und Gabriele bemühte sich, ihrer sanften Stimme einen festen, energischen Klang zu geben, „warum Du mir nicht versprechen willst, so bald wie möglich zu mir zu kommen und unbegrenzte Zeit zu bleiben. Still!“ rief sie, die Hand erhebend, da Annie Miene machte, sie zu unterbrechen; „ich weiß, was Du sagen willst. Ohne meines Onkels Einwilligung und formelle Einladung ginge es nicht, nicht wahr? O, Du bist immer in allem so ceremoniell. Aber Deine Einwendung hilft Dir nichts. In seinem letzten Brief hat mir mein Onkel geschrieben, es sei etwas einsam in Larfield, da er oft in der Stadt sein müsse, und deshalb solle ich mir jemand zur Gesellschaft einladen. Höre selbst, was er schreibt.“ — Sie zog einen Brief aus der Tasche und las: „Du wirst wahrscheinlich, wie die meisten Mädchen, eine Schulfreundin haben, der Du all Deine kleinen Geheimnisse anvertraust. Lade sie zu Dir nach Larfield ein — sie soll herzlich

willkommen sein. Aber auf Deinen Gegenbesuch darf sie nicht rechnen. Ich habe meine kleine Ella so lange entbehren müssen, daß ich sie nun ganz für mich allein haben will." — „So, was sagst Du nun?" wandte sie sich triumphierend an ihre Gefährtin.

„Der Brief klingt sehr herzlich, — Du mußt wirklich recht glücklich sein, Ella," murmelte Annie, träumerisch vor sich hinstarrend.

„Allerdings, aber doch erst so recht, wenn Du mir dabei hilfst. Doch, siehst Du, meine Frage hast Du wieder nicht beantwortet. Wirst Du kommen und bei mir bleiben?"

„Ich fürchte, es wird unmöglich sein, Ella," war die ruhige Antwort.

„Unmöglich? Und weshalb?" brauste die Jüngere erregt auf. Bin ich Dir schon jetzt gleichgültig geworden? Willst Du —"

„Nein, nein," suchte Annie sie zu beruhigen, indem sie sie zärtlich an sich drückte. „Ich meine nur, daß ich Dir keine feste Zusage machen kann, solange meine Zukunft noch ungewiß ist."

„Aber hat denn Dein Vater nicht mit Dir darüber gesprochen?"

„Er hat nie ein Wort darüber geäußert."

„Nun, dann hat es ja keine Schwierigkeit," atmete Gabriele erleichtert auf. „Als gute Tochter wirst Du ein paar Wochen mit ihm leben und dann kommst Du zu mir."

„Es thut mir leid, Ella," erwiderte Annie mit einem schwachen Versuch zu lächeln, „aber ich muß Dir Deine Illusionen zerstören. Bisher sprach ich nie mit Dir über meine Verhältnisse; heute jedoch, wo wir von einander scheiden, will ich es thun. Du sagtest vorhin, ich solle zu meinem Vater heimgehen — ich habe kein Heim, Ella!"

„Kein Heim?" wiederholte Gabriele sichtlich bestürzt.

„Nicht in dem Sinne, wie Du es meinst. Du weißt, meine Mutter ist schon lange tot und mein Vater hat keinen festen Wohnsitz in England. Ich glaube, wegen seiner Geschäfte ist er immer unterwegs."

„Aber Du warst doch manchmal zwei, drei Tage mit ihm. Mir erzähltest Du nie davon; Fräulein Hannah jedoch sagte, Du seiest zu Deinem Vater gereist."

„Das ist richtig; ich war einige Male bei ihm, aber dann wohnten wir in einem Hotel."

„Wie sonderbar! Was thatest Du denn da den ganzen Tag?"

„O, mein Vater nahm mich überall mit hin, auch ins Theater."

„So war er also freundlich gegen Dich?"

„Wie kommst Du auf die Frage?"

„Ich weiß es nicht recht, aber es ist doch merkwürdig, daß ein Mädchen, wenn es einen Vater hat, ihn fast nie sieht."

„Das haben andere auch schon gefunden, doch das ändert nichts an der Sache und bisher hat es mich wenig bekümmert."

„Willst Du damit sagen, daß Du Deinen Vater nicht liebst?" fragte Gabriele halb erschreckt.

„Nein, das nicht," entgegnete Annie zögernd. „Ich bin stets ehrerbietig gegen ihn, aber er ist ein sonderbarer Mann. In seiner Gegenwart fühle ich mich immer unbehaglich und offen gestanden, ich fürchte mich vor ihm."

„Du, Annie?" rief Gabriele in höchstem Erstaunen. „Du, die vor nichts Angst hat, Du fürchtest Dich vor Deinem eigenen Vater?"

„Leider ist es so!" nickte Annie trübe. „Ich habe schon oft, aber vergeblich, darüber nachgedacht, was mir diese Furcht einflößt. Und sie ist es auch, die mich bisher verhindert hat, irgend welche Fragen wegen meiner Zukunft an ihn zu richten."

„Was für ein furchtsamer Hase Du bist, Annie!" spottete Gabriele gutmütig. „Da fühle ich mich ja wie ein wahrer Held gegen Dich. Was könnte er Dir denn anhaben? Höchstens zanken, wenn er böse wäre."

„Er hat mich noch nie gescholten," bekannte Annie. „Freilich habe ich mich stets in acht genommen, ihn zu erzürnen, aber ich weiß, daß er furchtbar heftig sein kann."

„Mein Onkel ist zum Glück nicht so, sonst wüßte ich nicht, wie ich mit ihm zurecht käme. Aber weißt Du — mir ist, als hätte ich Deinen Vater, Kapitän Stilton, schon einmal, vor Jahren, in Larfield gesehen."

„Möglich, aber nicht wahrscheinlich."

„Wie sieht er aus? Beschreibe ihn mir, vielleicht erinnere ich mich dann."

„Er ist ein großer, hagerer Mann mit grauen Haaren und mächtigem Schnurrbart," erklärte Annie. „Seine Haltung ist die eines Soldaten und er hat etwas sehr Energisches. Obgleich immer finster aussehend, ist er außerordentlich höflich gegen Damen, freilich in einer steifen, altmodischen Weise."

„Das muß er gewesen sein!" fiel Gabriele rasch ein. „Ich besinne mich ganz genau, welch sonderbar steife Verbeugung er machte, als Onkel ihn mir vorstellte. Er lebte damals in Larfield, soviel ich mich erinnere."

„Nein, mein Herz," lachte Annie, „da irrst Du Dich wohl, denn das stille, einsame Larfield wäre der letzte Ort, wo mein Vater sein Zelt aufschlüge."

„Nun, dann werdet ihr jetzt gewiß in Larfield leben und die Freunde Deines Vaters bei euch sehen."

„Ich kenne niemanden — bis auf einen. Er begleitete uns damals ins Theater und sein Name war York."

„O, dann habe ich auch Kapitän Stilton wirklich in Larfield gesehen," rief Gabriele dazwischen, „denn mein Onkel sprach oft von Herrn York, der erster Kassierer in der Bank war."

„Möglich ist es ja," gab Annie zu. „Der Herr York, den ich im Theater gesehen, war ein großer, schwarzhaariger Mann."

„Ich weiß nicht, wie er aussieht; wahrscheinlich habe ich niemals acht gegeben. Doch es scheint, daß man uns sucht," unterbrach sie sich, dem Dienstmädchen entgegengehend, das eilig auf sie zukam und ihr atemlos zurief: „Fräulein Martha wünscht Sie. Sie möchten gleich hereinkommen. Es ist ein Herr da, der Sie sprechen will."

„Wir kommen!" erwiderte Gabriele. An der Thür trafen sie Fräulein Hannah, die mit einer starken Erregung zu kämpfen schien, als sie ihre schmale, knöcherne Hand auf Gabrielens Schulter legte.

„Ist mein Onkel im Wohnzimmer?" fragte das Mädchen hastig.

„Nein, mein Kind," stotterte das alte Fräulein mit zitternder Stimme. „Nicht Dein Onkel, sondern ein Herr von der Bank. Du mußt Dich nicht erschrecken — aber — ich fürchte — ich glaube, er bringt schlechte Nachricht."

„Schlechte Nachricht?" riefen beide Mädchen zugleich.

„Ja, er sagte so. Martha bat mich, Dich darauf vorzubereiten. Arme Seele, möge der Himmel Dir Kraft geben, es zu ertragen!" Und schluchzend wandte sich Fräulein Hannah ab.

„Du wirst mit mir gehen, Annie!" flüsterte Gabriele, die bei den Worten der Vorsteherin totenbleich geworden war.

„Gewiß, wenn Du es wünschest," erwiderte Annie, Gabrielens Arm in den ihrigen schiebend. Als sie das Zimmer betraten, erhob sich ein Herr, ein großer, dunkelhaariger, sehr hübscher Mann, in welchem Annie Stilton sofort den Freund ihres Vaters, Herrn York, erkannte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein kleines Reiseabenteuer.

Von Jenny Piorkowska. (Nachdruck verb.)

Es sind jetzt ungefähr acht Wochen her, als ich, von einer kleinen Erholungsreise kommend, auch die Universitätsstadt L. berührte, mein liebes L., wo ich wohl die schönste Zeit meines bisherigen Lebens verbracht habe. Die zwei Jahre, während welcher ich dort studierte, rufen stets viel liebe, frohe Erinnerungen in mir wach. So beschloß ich denn, die wenigen Tage, die mir von meinen Ferien noch übrig blieben, in L. zu verbringen, mir die Stadt mit allen ihren Neuerungen und Verschönerungen anzusehen und dabei in lieben Erinnerungen zu schwelgen. Außerdem lebte jetzt auch mein Onkel in L., zu dem ich von jeher eine besondere Zuneigung gehabt hatte. — Ich logierte mich in Hotel Bellevue ein und ließ es mir wohl sein.

Es war am dritten Tage meines dortigen Aufenthaltes, als ich eines schönen Abends — eines wirklich schönen Abends —, vom Café International kommend und eben im Begriff, in die Hauptstraße einzubiegen, heftig gegen einen mir Entgegenkommenden anstieß — ein etwas ärgerliches „Oho!" von meiner Seite und ein achtloses „Pardon!" von dem Fremden; aber der Ton dieses „Pardon" kam mir seltsam bekannt vor; ich schaue auf, und „Walter! sehe ich denn recht? — Du hier?" rufe ich froh überrascht, während ich meinem einstigen Studienfreund Walter Möllsbach herzlich die Hand drücke. „Nun, kennst Du mich denn nicht mehr?" fahre ich fort, als Möllsbach mich so zerstreut und verwundert ansieht, als erwachte er eben aus einem Traume.

„Theodor Schmidt!" ruft auch er jetzt mit unverkennbarer Freude, „ob ich Dich kenne! Verzeih, ich war momentan nur so geistesabwesend, daß mein Hirn nicht recht faßte, was meine Augen sahen. Aber sag', wie kommst Du denn Du hieher? Denn wenn ich nicht sehr irre, lebst Du doch in Dresden?"

„Ganz recht," erwidere ich, „ich bin auch nur vorübergehend hier. Doch möchte ich eine gleiche Frage an Dich richten: Du hast doch Deine Advokatur noch in Berlin?"

„Gewiß. Auch ich halte mich nur besuchsweise hier auf — doch, das alles, meine ich, können wir einander viel gemütlicher erzählen — wo wolltest Du jetzt hin?"

„Nach Haus — nach Hotel Bellevue."

„Wenn Du momentan nichts Besonderes vor hast, so komm' mit mir — ich logiere im Hotel Mars-la-Tour. — Allerdings," fuhr Möllsbach fort, während ich mit ihm umkehrte und wir über den Wilhelmsplatz schritten, „allerdings kann ich Dich nicht bitten, den Abend mit mir zu verbringen, da ich bereits versagt bin."

„Das thut mir leid," entgegnete ich, „doch auch ich habe bereits über meinen heutigen Abend verfügt; aber ich hätte Dich gerne mitgenommen, und weißt Du, wohin?"

„Nun?"

„Zu meiner Cousine, von der ich Dir schon öfter erzählt habe. Die solltest Du kennen lernen — und wahrhaftig, ich glaube, Du verliebst Dich in sie, ihr paßt ausgezeichnet zu einander und gäbt gewiß ein famoses Paar."

„So?" lachte Möllsbach, „wenn sie Dir so gut gefällt, weiß ich nicht, warum Du nicht selbst Anstalten machst, sie als die Deine heimzuführen."

„Hm," erwiderte ich, „wenn ich heiraten wollte, wüßte ich keine, die mir lieber wäre als sie. Vorläufig ist mir meine goldene Freiheit noch lieber."

Inzwischen waren wir im Hotel Mars-la-Tour angelangt; mein Freund reichte mir eine feine Cigarre, und wir ließen uns in seinem Zimmer nieder.

„Nun, dann erzähle mir einmal ein bischen, wie Du die letzten Jahre Deiner goldenen Freiheit verbracht hast, ich glaube, es sind bald drei Jahre, seitdem wir uns zuletzt sahen."

So plauderten und erzählten wir einander von unseren jüngsten Erlebnissen, bis ich schließlich mir selbst in die Rede fiel. „Weißt Du, Möllsbach," sagte ich, „daß Du Dich absolut nicht verändert hast? Sogar Deine frühere üble Angewohnheit hast Du beibehalten, über die ich mich gar oft schon amüsiert habe, jetzt aber bringt sie mich vollends aus dem Concept."

„Eine üble Gewohnheit?" wiederholte mein Freund verwundert.



Der Schützenbrunnen in Frankfurt a. M. Nach dem Entwurf von R. Eckhardt. (Mit Text.)

„Daß Du keine fünf Minuten Deine Finger in Ruhe lassen kannst und nun ewig mit denselben zwischen den Möbelpolstern herumsuchst!"

„Das nennst Du eine üble Angewohnheit?" rief Möllsbach, indem er in ein so herzliches Lachen ausbrach, daß ich unwillkürlich mit einstimmen mußte. „Weißt Du," fuhr er fort, „daß ich dieser Gewohnheit mein ganzes Lebensglück verdanke?"

„Das muß ein komisches Lebensglück sein," erwiderte ich belustigt, „jedenfalls keine so mühsame Art, sein Glück zu finden — kannst Du mir diese Kunst nicht vielleicht mitteilen?"

„Von Herzen gern, mein lieber Freund, höre mich an und gehe und thue desgleichen," parodierte er scherzend. „Wie Du weißt," hub er alsdann zu erzählen an, „pflegte ich schon früher alljährlich eine schöne Reise zu machen — dieses Jahr hatte ich Chamounix zu meinem Endziel auserkoren. Ich fuhr über München, verweilte dort mehrere Tage, passierte den Bodensee, verbrachte eine Nacht in Schaffhausen, um mich an dem wunderbar schönen Anblick des Rheinfalles zu laben, hielt mich in Zürich, Genf und Montreux eine kurze Zeit auf, um die Städte genau kennen zu lernen. — Eines Morgens brach ich frühzeitig von Montreux auf und fuhr mit der Bahn nach dem kleinen Städtchen Martigny; hier nahm ich mir einen Führer, in der Absicht, in einer Tour bis Chamounix zu wandern, eine herrliche Partie, die ich schon von früher her kannte. Leider aber war mir das Wetter diesmal nicht so günstig; denn der Himmel bewölkte sich mehr und mehr und als ich gegen drei Uhr in der Gorge de la Tête noire anlangte, fiel der Regen so in Strömen herab, daß ich trotz des einzigen, schlechten und sehr teuren Gasthofes, der sich in Tête-Noire befindet, beschloß, das Unwetter hier abzuwarten.

„Nachdem ich ein sehr mäßiges Mittagessen zu mir genommen hatte, zog ich mich in mein Zimmer zurück, langte mein Reisebuch aus der Brusttasche und setzte mich mit demselben auf das ziemlich erbärmliche Sofa. Während ich studierte, wie ich meine Zeit in Chamounix möglichst ausnützen könnte, folgte ich wieder ganz unwissentlich meiner üblen Gewohnheit, wie Du es nennst, und fingerte zwischen den Polstern des Sofas herum, und siehe da, plötzlich zog ich einen reizenden Ring mit einem kleinen Diamanten hervor. Wie mochte



Der französische Befehlshaber unter den Fenstern der Herzogin Magdalene Sibylle von Württemberg. (Mit Text.)

dieser Ring hier in das Sofa gekommen sein? dachte ich; vermutlich war er seiner einstigen Besitzerin — denn offenbar war er der Ring einer Dame — vom Finger gestreift, während sie ebenso wie ich mit dem Sofapolster herumgespielt hatte. Ich sah mir den Ring genau an, ob nicht irgend ein Name eingraviert war, aber umsonst. Ich erkundigte mich beim Wirt, ob nicht kürzlich jemand einen Ring hier verloren habe, aber er schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich steckte den Ring ein und dachte nicht weiter an die Sache. — Alle Viertelstunden trat ich an das Fenster und schaute prüfend nach dem Himmel, ob sich nicht irgendwo ein blaues Fleckchen zeige, die Hoffnung gäbe, daß das Wetter bald ein wenig besser würde; aber vergebens. Der Himmel blieb mit dunklen, bleischweren Wolken bedeckt, und der Regen schlug mit einer Beharrlichkeit gegen die Fenster, als sollte es ewig so bleiben. Da ergab ich mich in mein Schicksal und blieb auch über Nacht in dem Gasthaus.

„Als ich am nächsten Morgen Toilette machte, bemerkte ich in der einen Ecke des Spiegels, der über der Kommode hing, zwei Buchstaben eingekritzelt — G . . . ., — doch nein, ich darf sie ja nicht nennen —“ fiel der Erzählende nun sich selbst plötzlich in die Rede.

„Weshalb nicht?“ fragte ich.

„Ich habe versprochen, sie noch bis morgen zu verschweigen — doch davon später. Es kommt ja auf die Buchstaben nicht an; sagen wir, sie hießen: M. B. 17. Juni. Das war offenbar mit einem Diamanten eingekritzelt. Warum, dachte ich, könnte nicht gerade der Diamantring dazu benutzt worden sein? Die Sache wurde mir interessant, und nach längerem Ueberlegen ging ich hinunter in die Gaststube und ließ mir das Fremdenbuch vorlegen, ob in den Tagen Mitte Juni nicht jemand, auf dessen Namen diese Anfangsbuchstaben paßten, hier übernachtet hatte, aber es war kein B . . . darunter. Ich ließ mir das vorjährige Fremdenbuch geben, und richtig, da unter dem 16. Juni hatte sich ein Herr B . . . nebst Tochter aus L. eingeschrieben; und auf näheres Befragen sagte mir der Wirt auch, die Tochter habe dasselbe Zimmer bewohnt, wie ich. Nun fragte es sich aber noch, ob die Dame dieselbe war, welche den Ring verloren hatte.

„Mein erster Gedanke war, der Betreffenden zu schreiben und wegen des Ringes bei ihr anzufragen. Dann überlegte ich mir aber, daß ich meine Route nur wenig zu ändern brauchte, um auf der Rückreise L. zu passieren, und es ganz amüsant wäre, der Betreffenden selbst meine Aufwartung zu machen.

„Mit diesem Entschluß setzte ich, als sich gegen zehn Uhr der Himmel etwas aufhellte, meine Fußreise fort. Ich gelangte wohlbehalten in Chamounix an, konnte aber von meinen geplanten Ausflügen nur das wenigste ausführen; von einem Tag zum andern hoffte man auf besser Wetter, aber umsonst; immer Regen, immer Kälte und Wind, immer alles, Berge, Matten und Wiesen, gleichmäßig grau in grau.

„Genug, ich bekam meine diesjährige Reise bald satt, und, wissen die Götter wie es kam, mein Fund, der kleine Diamantring und seine einstige Besitzerin, spukten mir mehr im Kopfe herum, als nötig war. Als es volle drei Tage ohne Aufhören weiterregnete, überlegte ich nicht weiter, schnürte mein Bündel und reiste ohne viel Aufenthalt, bis ich hier in L. anlangte. — Mein erstes war, mir im Hotel ein Adreßbuch geben zu lassen; ich schlug nach und fand drei verschiedene Adressen des Namens, den ich suchte. Der eine war ein Tischlermeister, der andere Steinmetz, der dritte Kaufmann. Ich beschloß, zuerst den Kaufmann aufzusuchen, da dieser wohl am ersten in der Lage sein würde, seine Tochter Diamantringe tragen zu lassen.

„Nachdem ich etwas Toilette gemacht hatte, ging ich, dem besagten Herrn meine Aufwartung zu machen. Derselbe empfing mich sehr liebenswürdig, und wir hatten noch keine fünf Minuten uns miteinander unterhalten, als die Thüre sich aufthat und eine junge Dame, die Tochter des Hauses, eintrat. Ich hielt nicht lange mit der Frage zurück, ob sie je einen Diamantring verloren habe.

„Allerdings,“ versetzte sie nach kurzem Zögern, „verlor ich einen solchen voriges Jahr auf einer Reise in die Schweiz; wo er mir aber abhanden gekommen, vermag ich nicht zu sagen.“

„Waren Sie in Chamounix?“ forschte ich weiter.

Sie nickte.

„Und Sie haben auf dem Wege dorthin im Tête-Noire-Hotel übernachtet?“

„Mein Herr,“ sprach die junge Dame mit liebenswürdigem Lächeln, „Sie fragen mich in einer Weise aus, daß ich in der That nicht weiß . . .“

Statt aller Antwort reichte ich ihr den Ring.

„Das ist in der That mein Ring!“ rief sie erstaunt. „Wie sind Sie in den Besitz desselben gekommen? Und woher wußten Sie, daß er mir gehörte?“

Darauf erzählte ich ihr die ganze Geschichte und schloß damit, daß ich hoffte, das Wiederfinden des Ringes mache ihr so viel Vergnügen, als es mich amüsiert hätte, das kleine Geheimnis zu lösen.

„Nun?“ fragte ich, begierig, die Fortsetzung dieses Abenteuers zu hören, als Freund Möllsbach schwieg.

„Nun,“ fuhr dieser vergnügt fort, „ich wurde aufgefordert, zum Abendessen zu bleiben; man lud mich für den folgenden Tag zu Tisch ein, kurz, Vater und Tochter zeigten sich sehr liebenswürdig; auch ich bot meine ganze Liebenswürdigkeit auf, um mich im besten Lichte zu zeigen und . . . und . . . kurz und gut, ich bin heute der glückliche Bräutigam der reizendsten und liebenswürdigsten jungen Dame.“

„Und ihr Name?“

„Den erfährst Du morgen. Jetzt aber, lieber Theodor,“ fuhr Möllsbach, indem er nach der Uhr sah, fort, „thut es mir leid, Dich verabschieden zu müssen; in einer halben Stunde erwartet mich meine Braut. Wohin führt Dich Dein Weg? Vielleicht können wir ein Stück zusammen gehen?“

„Ich will nach der Kaiserstraße,“ antwortete ich.

„Das ist ja herrlich, da begleite ich Dich!“

Fünf Minuten später waren wir bereits unterwegs; wir durchschritten die hellerleuchteten Straßen, kreuzten die Promenade, gingen durch den Mathildenpark und waren bald in der Kaiserstraße am Hause meiner Cousine angelangt. Hier bespreche ich mit Möllsbach noch, daß er mich am nächsten Morgen vor meiner Abreise noch eine halbe Stunde besuchen will; wir reichen einander zum Abschied die Hand, und ich wende mich nach dem Hausflur, als ich plötzlich verwundert das Gesicht in halber Richtung nach rechts wende.

„Ja, wo willst Du denn hin?“ frage ich erstaunt Freund Walter, der tapfer neben mir hergeht.

„Ich will zu meiner Braut,“ lautete seine Antwort.

„Und ich zu meiner Cousine,“ lache ich. Da plötzlich kommt mir ein neuer Gedanke. „Deine Braut heißt doch nicht etwa Gertrud Trautenau?“ frage ich.

„Mensch!“ ruft Möllsbach in höchster Verwunderung, „woher weißt Du denn ihren Namen? Ich habe ihn Dir doch nicht verraten?“

Am liebsten wäre ich ihm vor Wonne um den Hals gefallen — er der Verlobte meiner Cousine. So hatte ein glücklicher Zufall die Erfüllung eines Lieblingswunsches von mir gebracht, zu der ich selbst absolut nichts hatte beitragen können. Nun war mir auch mit einem Male alles klar, weshalb Cousine Gertrud so geheimnisvoll gethan und mich so viel über Freund Möllsbach ausgeforscht hatte; deshalb hatte dieser auch ihren Namen niemand verraten dürfen, damit ihr die Ueberraschung nicht zu Wasser würde, zu der sie mich für diesen Abend zu sich geladen hatte.

Mit der Freude der Ueberraschung war es nun allerdings vorbei, das hinderte aber nicht, daß wir einen höchst vergnügten Abend miteinander verbrachten.

Am nächsten Tage hieß es bei mir freilich: „Valet, Sommerferien!“ aber morgen werfe ich Akten und Pflichten wieder einmal beiseite und fahre nach L., um Cousine Gertrud unter die Haube und Freund Möllsbach unter den Pantoffel zu bringen.

Goethe als Menschenfreund.

Unser großer Dichter Goethe hatte bis ins höchste Alter ein warmes, menschlich fühlendes Herz. Wo er nur immer Hilfebedürftigen begegnete, war er in seiner großen Güte stets zu helfen und zu unterstützen bereit. Sein ganzes Leben bringt für seine in aller Stille geübte Wohlthätigkeit unzählige Belege, die allerdings lange noch nicht so bekannt sind, als sie es verdienten. Staatsrat Vogel, der Goethes Leibarzt in dessen letzten Lebensjahren war und von ihm hochgeschätzt wurde, hatte oft Gelegenheit, des Dichters edle Herzenseigenschaften kennen zu lernen. Kurz nachdem Vogel sein Arzt geworden war, kam Goethe eines Tages zu ihm und sagte: „Sie kommen als Arzt wohl oft in die Wohnungen des kleinen Mannes. Sollten Sie irgendwo gewahr werden, daß man einer durch Krankheit in unverschuldete Not geratenen Familie durch etwas mehr als ein gewöhnliches Almosen aufhelfen könnte, so teilen Sie es mir mit. Ich bin in solchen Fällen gern zu helfen bereit, so weit ich es vermag.“ Kurz darauf war Vogel wieder bei Goethe und bekannte ihm: „Excellenz, ich komme soeben von einem Kranken, für den ich den von Ihnen so gütig angebotenen Beistand in Anspruch nehmen möchte. Es ist der Tischler N., ein fleißiger braver Mann, der seine zahlreiche Familie bisher redlich durchgebracht hat. Jetzt ist er er nach längerer Krankheit der Genesung nahe, sieht aber mit schwerer Sorge in die Zukunft, da er durch seine Krankheit in bittere Not geraten ist.“ — Schweigend ging Goethe an seinen Schreibtisch, nahm eine Fünfzehnthalerrolle heraus und legte sie in Vogels Hand. „Hier ist, was ich geben kann,“ sprach er, „ich thue es aber mit der Bitte, daß weder der Tischler noch irgend jemand erfahre, wer der Geber ist. Ihre Vermittelung werde ich Ihnen auch in Zukunft danken, aber stets in der Voraussetzung, daß die Sache unter uns bleibt.“ Noch oft trat

diese Vermittlung ein. Nie that Vogel eine Fehlbitte, und die Gabe betrug nie weniger, meist aber mehr als fünf Thaler. Goethes große Menschenfreundlichkeit wird auch durch die gleich wiederzugebenden Worte aus dem Munde eines schlichten Volksmannes bestätigt, die in ihrer Knappheit und Einfachheit rührend wirken. Seinen letzten Geburtstag brachte der greise Dichter in Ilmenau zu. Er fuhr nach dem Gabelbach und bestieg von hier aus den nahen „Kickelhahn,“ wo er das durch ihn berühmt gewordene Bretterhäuschen besuchte, an dessen einem Fensterpfosten er vor langen Jahren die unsterblichen Verse: „Ueber allen Wipfeln ist Ruh!“ mit Bleistift geschrieben hatte. In tiefer, wehmütiger Bewegung betrachtete er seine durch eine Glastafel geschützten Schriftzüge, die Verse leise vor sich hinsprechend. Dann verließ er still die Stätte, beim Hinabsteigen der kleinen Treppe die ihm gebotene Unterstützung ablehnend. Der Bergbeamte Mahr, der ihn schon oft auf seinen Gängen durch den Ilmenauer Wald begleitet hatte, war auch hier sein Begleiter. Nach vielen Jahren erzählte Mahr dem Weimarer Oberschulrat Lauckhard von diesem letzten Besuche Goethes. „War denn Goethe freundlich gegen Sie, wenn er so mit Ihnen durch den Wald ging?“ fragte Lauckhard. Mahr sah ihn eine kurze Weile schweigend an, dann sprach er mit vor Bewegung bebender Stimme: „O, er war die Liebe selbst!“ — In ganz besonders liebenswürdiger Weise entfaltete sich Goethes Güte Kindern gegenüber. Die Kinder liebte er wie der erhabene Kinderfreund, der das aufblühende Geschlecht als das schönste Geschenk der Gottheit betrachtet. Dem kindlichen Ungestüm seiner jungen Enkel begegnete er immer mit größter Geduld und Nachsicht; aber auch fremden Kindern wollte er nie eine Freude verkümmern. An einem Winternachmittage stand einst der Dichter am Fenster und schaute zu, wie mehrere Knaben sich auf dem vor seinem Hause befindlichen freien Platze mit ihren Handschlitten herumtummelten. Da stand plötzlich der von der weimarischen Jugend gefürchtete Gensdarm Sprung mitten unter ihnen, gebot ein donnerndes Halt, nahm den Knaben ihre vier Schlitten weg und schaffte dieselben nach der Polizei. In der nächsten Viertelstunde erschien daselbst Goethes Diener mit einem Billet, das die Bitte enthielt, die weggenommenen Schlitten wieder freizugeben. Natürlich leistete die Polizei diesem Wunsche des Herrn Ministers sofort Folge.

Der Kanarienvogel.

Der Käfig des Kanarienvogels muß zweckentsprechend sein (am besten viereckig) und stets in peinlichster Sauberkeit erhalten werden; täglich ist frischer Sand, Trink- und Badewasser zu geben. Besonders wichtig aber ist es, dem Käfig den richtigen Platz anzuweisen; weder dem unmittelbaren Sonnenstrahl, noch weniger aber der Zugluft darf der Vogel ausgesetzt sein, wenn er seinen lieblichen Gesang behalten und seine Sangeslust nicht verlieren soll. Es ist geradezu grausam, diese Sänger in Käfigen von Metall in die Sonne zu hängen, ins offene Fenster, wenn die Zimmerthür viel auf- und zugemacht oder gar öfter offen gelassen wird. Das Stellen des Käfigs vor das Fenster ist nur dann zu empfehlen, wenn warmes Wetter herrscht und Schutz gegen die Sonnenstrahlen gegeben wird. Gleiches gilt in noch höherem Maße von dem Stellen hinter die Glasscheiben, weil durch diese die Sonne noch intensiver brennend wirkt. Das Futter soll, der Hauptsache nach, aus Sommerrübsen bestehen, weil dieses den richtigen Nährstoffgehalt an sich für diesen Vogel enthält und durch seinen Oelgehalt die Kehle des Rollers weich und geschmeidig macht, sowie Unterleibsverstopfungen verhindert. Zwei Theelöffel täglich sind im allgemeinen genügend, fleißig singende Vögel darf man aber damit allein nicht abspeisen; man gebe ihnen noch etwas Spitzsamen oder geschälten Hafer, behandle aber diese nur als Leckerbissen, also so, daß die Gabe eine mäßige bleibt, damit nicht die Stimme rauh und trocken wird. Zur Erhaltung der Schönheit und des Klanges der Stimme ist ferner wöchentlich einmal etwas Eierbrot und etwas (Salat)-Samen empfehlenswert. Von Zeit zu Zeit ist auch ein Stückchen Apfel oder Birne dienlich. Bei wärmerer Witterung, nie bei feuchtem Wetter und bei Kälte (auch nicht oft), um Durchfall zu vermeiden, mag dann und wann ein Blättchen frischen, gewaschenen Gartensalats das Menu vervollständigen. Jede andere Art Futter, und besonders Zucker, Kuchen, Biskuit u. s. w. schaden nur. Zur Förderung der Verdauung bedarf der Vogel noch etwas Salz- und Kalkstoffe: bei jeder Erneuerung der Sandschicht werfe man auf den Boden einige Körnchen Salz und wohl auch ein paar Stückchen Schale von frischen Eiern (nicht von gekochten), für ständig aber befestige man ein Stück Sepiaschale zwischen den Sprossen des Bauers. Täglich ein-, im Sommer zweimal, ist klares frisches Wasser zu geben, doch zur Verhütung von Erkältungen nur, nachdem es etwa eine Stunde lang im warmen Zimmer gestanden hat und nur, nachdem vorher das Trinkgefäß sorgfältig ausgewaschen worden war. Dem unbedingt zum Wohlergehen des Vogels notwendigen Bade muß durch ein besonderes, außerhalb des Käfigs anzubringendes Badehäuschen entsprochen werden, da das Baden durch Eintauchen des Kopfes in das Trinkgefäß zum Bespritzen des Federkleides als arger Uebelstand bezeichnet werden muß, weil das Trinkwasser dadurch verunreinigt und der Käfig vollständig eingenäßt, also der Forderung höchster Reinlichkeit direkt widersprochen wird. Außerdem findet dadurch auch ein nicht immer angenehmes Bespritzen der Umgebung statt. Höchste Sorgsamkeit in der Pflege erfordert die Zeit der Mauser, Mitte Juli bis Mitte September, weil in dieser Zeit der Vogel höchst empfindlich ist und leicht erkrankt oder gar eingehen kann oder die Stimme dauernd verliert.

(Nach einer Mitteilung der Vogelimportfirma J. Michow in Berlin.)

Das alte Jahr hat seine Sterbeglocken —

Das alte Jahr hat seine Sterbeglocken
Verklingen hören über Raum und Zeit,
Und schimmernd eingesargt von weißen Flocken
Versinkt es in die Ewigkeit.
Doch leuchtend aus dem Schooß der Winternacht
Ringt schon das neue seine jungen Glieder
Und träumt, die Erde sei mit ihm erwacht,
Geweckt vom süßen Klang der Frühlingslieder.

Doch schau', wie fröstelnd es die weiße Decke
Schon wieder über seine Glieder zieht,
Weil es von Eis umglitzert Hag und Hecke
Und ach, kein einzig Veilchen sieht!
Doch fasse neue Hoffnung, neues Jahr,
Denn so wie dir ist's jedem noch ergangen
Aus deiner ewigen Geschwisterschar;
Und doch, der Lenz kam immer noch gegangen!

Noch herrscht der Tod; doch wenig Wochen später
Und hoch im Winde schwankt das junge Ried,
Dann singt ein Lerchenchor im blauen Aether,
Des Frühlings Auferstehungslied,
Und wonniger, als du dir je erträumt,
Wird die Natur dir noch ihr Herz erschließen,
Wenn von des Sommers Aehrengold umsäumt,
Des Lebens Quellen rauschend dich umfließen.

Doch was in dieser Welt dich auch entzückte,
Vergilt es uns auf deiner Tage Flucht,
Und jede Blüte, die im Lenz dich schmückte,
Gieb uns im Herbst als reife Frucht!
Und schlägt dereinst die Stunde deines Seins,
Dann sei dein Segen für das Wunschgedeihen,
Wenn wir statt eines toten Marmorsteins
Dir ein lebendiges Gedächtnis weihen!

Arno Holz.



Der Schützenbrunnen in Frankfurt a. M. Dieses schöne Brunnendenkmal wurde im Jahr 1895 zur Erinnerung an die in den Jahren 1862 und 1888 daselbst abgehaltenen Bundesschießen errichtet und hat seine Aufstellung auf dem großen, mit gärtnerischen Anlagen geschmückten Platze vor dem zoologischen Garten gefunden. Der Entwurf rührt von dem Bildhauer R. Eckhardt her, der Bronzeguß der Metallteile wurde in der Erzgießerei von H. Pelargus in Stuttgart besorgt. Die in Bronze ausgeführte Hauptfigur, eine Frankofurtia, ist 5,8 Meter hoch, sie erhebt sich auf einem Granitsockel, der mit reichem Bronzeschmuck versehen ist. In der hocherhobenen Rechten hält die Idealgestalt den wappengeschmückten Schützenbecher, das stolze Haupt mit dem aufgelösten Haar schmückt ein Laubgewinde, während sie in der Linken einen großen Eichenkranz trägt. An dem Schaft der Brunnensäule sind vier Wasserspeier angebracht, Hund, Bär, Wolf und Eber, darunter vier große von je zwei Delphinen getragene Wasserschalen von je $2\frac{1}{2}$ Meter Durchmesser. An der oberen Stirnseite des Sockels befindet sich das Frankfurter Stadtwappen und unter diesem die Widmungstafel mit folgender Inschrift: „Zur Erinnerung an das erste und neunte Bundes- und Jubiläumsschießen zu Frankfurt am Main.“ Die vier übrigen Sockelseiten tragen Schützenembleme und anderen Bronzeschmuck.

Die Franzosen in Stuttgart vor zweihundert Jahren. Die vielfachen Rechtsverletzungen und die Herrschaftsgelüste Frankreichs hatten ein Bündnis der europäischen Mächte herbeigeführt, das wohl geeignet schien, die ganze auswärtige Politik der Machthaber an der Seine lahm zu legen. Um diesen Bund zu sprengen und unschädlich zu machen, ließ Ludwig XIV. unter dem Vorwande, die Erbansprüche seines Bruders, des Herzogs von Orleans, auf die Pfalz-Simmernschen Lande schützen zu wollen, seine Truppen im September 1688 in die Rheinpfalz einrücken, ohne daß vorher eine Kriegserklärung erlassen worden. Doch begnügten die Franzosen sich nicht damit, das fragliche Erbe zu besetzen, sondern durchstreiften brandschatzend ganz Süddeutschland. Vor allem Württemberg, wo der Herzog Friedrich Karl als Administrator für seinen zwölfjährigen Neffen Eberhard Ludwig die Regierung führte, befand sich jetzt in einer mißlichen Lage. Zwar war es dem Augsburger Bunde nicht beigetreten, aber die Krone Frankreichs fand darin, daß es für die Prinzen von Oranien zwölf Kompagnien Reiter geworben, einen erwünschten Vorwand, dem Herzogtum schwere Kriegssteuern aufzuerlegen. An Widerstand konnte nicht gedacht werden, da vier württembergische Kreisregimenter unter dem Befehl des Markgrafen Karl Gustav von Baden in Ungarn standen und die Landmiliz dem kriegsgeübten Feinde nicht gewachsen war. Eine allgemeine Zuchtlosigkeit trat ein. Wer konnte, flüchtete außer Landes; der Administrator selbst ging nach Regensburg, wohin ihm seine Familie und der zukünftige Landesherr schon vorausgeeilt waren. — Stuttgart zählte um jene Zeit höchstens 12—13,000 Einwohner, den ganzen zahlreichen Hofstaat mit eingeschlossen. Noch war es vollständig mit Mauer und Graben umgeben, und konnte auf einige Tage einen schwächeren Feind aufhalten, eine ernsthafte Belagerung zu bestehen war es aber nicht im stande. Groß war daher die Bestürzung, als am 20. Dezember 1688 der Graf Vienne mit 200 Reitern vor der Stadt eintraf und ein Schreiben übergab, welches ankündigte, daß auf Befehl des Königs von Frankreich französische Truppen die Stadt besetzen, aber gute Mannszucht halten sollten. Die Herzogin-Witwe

Magdalene Sibylle, eine kluge und energische Frau, hatte zwar mutig an Ort und Stelle ausgeharrt, aber zu ihrer Verfügung standen nur einige Kompagnien der Landesauswahl, 3 Bürgerkompagnien, die 160 Mann starke Amtskompagnie und ein Haufe Heidenheimer, welche zur Hilfe herbeigekommen waren. Der Graf verlangte, eingelassen zu werden, und eilte, als man seinem Begehr nachgab, sofort mit 20 Begleitern vor das herzogliche Schloß. Die Herzogin hielt ihm die Unbilligkeit seines Begehrens vor, da man doch durch die Auslieferung der Festung Asperg die Residenz vertragsmäßig vor Einquartierung und Kontribution sicher gestellt habe. Vienne machte nun in der That die Zusage, sich zurückziehen und die Ankunft des Generals Montclar abwarten zu wollen. Inzwischen aber hatte sich die Nachricht verbreitet, die Franzosen legten Leitern an und machten Anstalten zum Sturm. Das brachte die Erbitterung des Volkes zum Ueberschäumen. Das Rathaus wurde erbrochen, um der Bürgerschaft seine Waffen zu liefern, die Glocken geläutet, um die Nachbarschaft herbeizurufen. Vergebens suchte Vienne zum Hauptstätterthor zu gelangen, vor welchem seine Leute lagerten. Um sich vor der Wut des Volkes zu schützen, mußte er in das Haus Jubignys, des französischen Gesandten, flüchten, und hier wurden noch einmal die Verhandlungen aufgenommen. Aber auch diesmal konnten sie nicht zu Ende geführt werden — lebhaftes Schießen unterbrach sie. Stuttgarter Bürger versicherten später eidlich, der erste Schuß sei aus des Gesandten Hand in die Luft abgegeben worden, offenbar ein Losungszeichen für den Feind vor der Stadt. Sicher ist, daß Jubigny, alles Völkerrecht mißachtend, von seinem eigenen Erkerfenster aus auf die Verteidiger des Thores schoß und einige derselben tötete. Zwei Stunden wogte das Gefecht unentschieden hin und her, dann bei Einbruch der Nacht erhielten die Franzosen Verstärkung, stürmten das Thor und drangen in die Stadt ein. Noch einmal wurden sie von den Bürgern zurückgetrieben, endlich aber mußten diese weichen — Stuttgart war eine im Sturme eroberte Stadt. Auf dem Marktplatz brannten Wachtfeuer und wurden die Feinde mit Brot und Wein bewirtet, in den Häusern aber wütete der Kampf weiter; es wurde geraubt und geplündert, wo sich Gelegenheit dazu bot. Der oberste Befehlshaber der feindlichen Truppenmacht, Peysonel, war sofort nach der Besetzung der Stadt vor das Schloß geritten, um mit der Herzogin persönlich zu verhandeln. Er erklärte sein Bedauern, mit bewaffneter Macht vor ihr erscheinen zu müssen, aber der Befehl seines Königs führe ihn. Er habe das Recht, die Stadt als eroberte zu behandeln, und ohne seine tiefe Ehrfurcht vor der Herzogin stände sie jetzt in Flammen. Wenn man den Truppen aber Lebensmittel und Quartier gebe, so würde sie geschont werden. Die Fürstin habe nichts zu fürchten und er selbst werde über ihre Sicherheit wachen. Die Herzogin fügte sich der Gewalt in stolzer und würdiger Haltung und entließ den Franzosen, der menschlicher dachte und handelte, als die meisten seiner Landsleute, mit artigen Worten. — Für Stuttgart kamen jetzt schwer Tage. Mit Peysonel waren 13 Kompagnien Dragoner, 17 Kompagnien Reiter, 25 Kompagnien Fußvolk, zusammen 1330 Mann, eingerückt; mit den Nachschüben lagerten schließlich 2696 Mann in der heimgesuchten Stadt. Sechs städtische Quartiermeister besorgten die Verteilung. Peysonel selbst wohnte im Rathause und speiste auch dort mit seinen Offizieren. General Montclar, der am 22. Dezember eintraf, stieg im Herrschaftshaus ab und befahl, sogleich Bresche in die Stadtmauer zu legen, und in einer Länge von 800 Fuß wurde diese niedergerissen. Die umheimlichsten Gerüchte liefen um. So sollte Melac die Absicht haben, von Eßlingen aus 500 Mordbrenner zu senden, und 200 Leiterwagen bereit halten, um die Bürger Stuttgarts fortzuführen. Es wird erzählt, der Fuhrmann, welcher das Brandzeug führte, habe den Wagen zu Cannstatt in eine Nebengasse geleitet und dort abgeladen. Wie dem auch sein mag, zur Ausführung kam der teuflische Plan nicht. Vielleicht mag auch die Stimme der Menschlichkeit, besonders Peysonel, dem der als Fürsprecher entsandte wackere Tübinger Professor Joh. Osiander bittend zur Seite stand, den Ausschlag gegeben haben, vielleicht auch die Rücksicht auf die Herzogin Magdalene Sibylle und die Furcht vor den anrückenden Entsatztruppen. Vor allem wirksam wird aber jenes andere Mittel gewesen sein, welches damals bei den Franzosen nie versagte — das Gold. Wenigstens findet sich in einem Schreiben der Geheimen Räte an den Administrator die Anfrage, ob man nicht Montclar, weil er das Geschäft ganz in Händen habe, ein Präsent von 1000 Dukaten geben solle, um den rigueur zu dämpfen. Die Antwort ist leider nicht bekannt. Jedenfalls begnügte man sich mit einer harten Kriegssteuer.



Selbstbewußt. Junge Dame (neckend): „Es ist doch merkwürdig, auf dem ganzen Maskenballe habe ich bis jetzt noch keinen einzigen wirklich hübschen Herrn gesehen!" — Lieutenant Schmettwitz: „Da scheinen gnädiges Fräulein ja sehr kurzsichtig zu sein!"

Schwieriges Zeugenamt. „Sie sehen ja furchtbar ermattet und abgespannt aus, Herr Forstgehilfe?" — „Der Herr Oberförster hat heut am Stammtisch wieder allerlei Geschichten erzählt, welche ich miterlebt haben mußte."

Kein Vergnügen. Kommis: „Herr Prinzipal, ich komme mit meinem Gehalt nicht mehr aus." — Prinzipal: „So, und wie viel geben Sie für Vergnügen aus?" — Kommis: „Nichts, gar nichts." — Prinzipal: „Machen Sie mir doch nichts weiß, Sie haben ja gestern abend noch Skat gespielt." — Kommis: „Ja, nennen Sie das ein Vergnügen, wenn man beständig verliert?"

Ein Bild des Hungers. Als der Graf d'Argenson Polizeilieutenant war, entstand in Paris wegen Brotteuerung ein Volksaufstand. Eine große Menge Weiber, Handwerker nebst allerlei Mob zog vor sein Haus und belagerte die Thüre unter großem Geschrei. Der Graf kommt endlich heraus, um sie zu beruhigen, und wie er unter dem Haufen der ärgsten Schreier eine sehr wohlbeleibte, halbbetrunkene Frau mit einem wohlgenährten breiten und kupferigen Gesicht erblickt, geht er rasch auf sie zu, nimmt sie bei der Hand und zeigt sie dem Volke mit den Worten: „Ist das nicht ein wahres Bild der Hungersnot?" — Alles lacht beim Anblick der Figur, die wie der Ueberfluß selbst aussah, und nun war es dem Polizeilieutenant ein Leichtes, die Menge zu beschwichtigen. St.



Köchin: „Von den zwölf Eiern, die ich neulich bei Euch kaufte, waren sechs davon faul!"
Eierhändlerin: „Liebes Kind, davor kann ick nich! Jerade wie et faule Menschen jiebt, jerade so jiebt et och faule Eier! Dat is eben Naturjesetz."

Gemeinnütziges

Gegen das Erfrieren der Füße kann man sich dadurch schützen, daß man Löschpapier oder Leinwand mit Spiritus befeuchtet in die Strümpfe legt, oder letztere mit Spiritus benetzt und darüber einige Blätter trockenes Löschpapier legt.

Zur Verhütung von Wildschaden an Obstbäumen empfiehlt einer unserer Leser Werg- oder Flachsabfälle in die Krone der jungen Bäumchen zu hängen und das Werg in Strähne auszuziehen. Das Wild soll derartig verzierte Bäume unter allen Umständen meiden.

Essig als Heil- und Vorbeugungsmittel. Personen, die wenig Sauerstoff im Blut haben und daher zu Skorbut neigen, sollen dem Trinkwasser einen Eßlöffel voll reinen Weinessigs und mit Vorbedacht Speisen wählen, die mit gutem Essig zubereitet werden.

Schüttet das Seifenwasser nicht weg! Nur wenige Leute wissen, daß gewöhnliches Seifenwasser, als Düngmittel benützt, von großem Werte ist. Weinstöcke, Obstbäume 2c., die man damit düngt, zeigen eine schnelle und kräftige Entwickelung. Wer einen Garten besitzt, sollte Seifenwasser niemals nutzlos weggießen lassen.

Bilderrätsel.



Scherz-Rätsel.

Mein Vetter lud mich dazu ein
Nach Rüdesheim am Rhein,
Und rückwärts müßte ich es sein,
Schrieb' ich dem Vetter: „Nein!"

Emil Noot.

Logogriph.

Ich bin ein Tierchen, winzig klein,
Heimse mit Fleiß mir Vorrat ein.
Manch frohes Liedchen stimm' ich an,
Wenn mir der Kopf wird weggethan.

Julius Falk.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.